

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 118 (1992)
Heft: 32

Artikel: "Entweder US-Präsident sein oder auf Alice aufpassen"
Autor: Herdi, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-613872>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fritz Herdi

«Entweder US-Präsident sein oder auf Alice aufpassen»

Nach dem Konvent der demokratischen Partei ist klar, wer bei den amerikanischen Präsidentschaftswahlen gegen wen antritt. Sehr wahrscheinlich wird man vom neuen (alten?) Präsidenten in Zukunft ebensolche Musterchen überliefern, wie sie von seinen Vorgängern bekannt sind.

George Bush werbend unterwegs, Bill Clinton werbend unterwegs, Ross Perot... nein, er hat aufgegeben. «Schnellebige Zeit», meinte einer, «vor Jahresfrist kannte noch niemand den US-Präsidentenkandidaten Ross Perot, und heute ist er schon wieder passé.»

Sie kommen und gehen, die US-Präsidenten respektive Kandidaten; seit 1789, seit George Washington, von dem jeder Amerikaner zumindest erfährt, dass er mit sechs Lenzen eine Axt geschenkt bekam, damit im Garten einen Kirschbaum killte und sich zur Tat bekannte, weil er seinen Papa nicht anlügen wollte und konnte.

«Wie geht's dem Ross, Mister Taft?»

Die meisten Präsidenten sind nur episodisch in Erinnerung, was in jedem andern Land und dessen Führungskräften genauso ergeht.

Da war Präsident Taft (1909–1913), Amerikas wohl «umfassendste» (belebteste) Präsidentenpersönlichkeit. Als er einmal bei Saisonschluss den Badewärter von Murray Bay nach einem Wunsch fragte, erbat sich dieser eine Hose des Präsidenten. Der füllige Taft: «Da passen Sie nicht hinein.» Der Badewärter aber detaillierte: Aus dem einen Bein gibt's einen Rock fürs Töchterchen Mary, aus dem andern einen Anzug für den Sohn, und «der Hosenboden wäre just das richtige Segel für mein Boot». Und als Taft von einem 50-Meilen-Ritt berichtete, erhob sich gleich die Frage: «Wie geht's dem Ross?»

Als Tafts Nachfolger Woodrow Wilson «frischgebacken» in seinen Geburtsort Staunton zurückkehrte, wo er mit Triumph empfangen wurde, besuchte er seine alte, übelhörige Tante Jani, krähte in ihr Hörrohr: «Ich bin soeben Präsident geworden!» Die Tante: «Was sagst du?» Wilson: «Ich bin

soeben Präsident geworden.» Tante Jani: «Präsident von was?» Wilson: «Präsident der Vereinigten Staaten.» Drauf Tante Jani böse: «Sei doch nicht albern!» Und liess ihn stehen.

Theodore Roosevelt (1901–1909) hatte seinen alten Studienkameraden Owen Wister zu Besuch. Roosevelts Töchterchen Alice rannte ständig hin und her. «Teddy», fragte Wister entnervt, «kannst du nicht Alice ein bisschen im Zaum halten?» Roosevelt winkte ab: «Ich kann entweder Präsident der Vereinigten Staaten sein oder Alice im Zaum halten. Beides gleichzeitig ist unmöglich.»

Kindersorgen auch bei Präsident Lincoln (1861–1865). Er war übrigens nicht sensationell glücklich verheiratet, und Nachbarn bezeugten, dass seine Gattin ihm mitunter mit einem Kartoffelstosser oder einem Küchenmesser bis auf die Strasse hinaus nachrannte. An seinem ältesten Sohn Robert kritisierte er «Unfug und Ausgelassenheit» und fügte bei: «Ich fürchte manchmal, er ist von der frühereifen Sorte, die mit fünf Jahren tüchtiger ist als je danach.» Robert wurde immerhin unter anderm Kriegsminister.

«Keine Tochter, die nicht singen kann»

Zu Lincoln in Audienz kam eine resolute Frau mit der dringenden Aufforderung, der Präsident müsse ihren Sohn zum Obersten machen. Er habe es verdient. Ihr Grossvater sei bei Lexington dabeigewesen, ihr Onkel bei Bladensburg, ihr Vater habe bei New Orleans gekämpft, und ihr Mann sei bei Monterey gefallen. Lincoln reagierte: «Mich dünkt, Ihre Familie hat genug für das Vaterland getan. Man muss den andern auch eine Chance geben.»

Präsident Truman (1945–1953) war ein begeisterter Pianist. Er begleitete auch seine Tochter Margaret, die Konzertsängerin. Der

Musikrezensent der *Washington Post*, Paul Hume, äusserte sich einmal abschätzig über die Musikalität der Tochter. Darauf erhielt er von Vater Truman einen aggressiven Brief. Und schrieb später: «Präsident Eisenhower gefällt mir besonders gut, weil er keine Tochter hat, die nicht singen kann.»

John F. Kennedy (1961–1963) war bisher der einzige römisch-katholische Präsident der Vereinigten Staaten, was nicht selten Diskussionen auslöste. Er entschärfe das Thema mit dem Hinweis: «Ich habe mich kürzlich mit Kardinal Spellman darüber unterhalten, was denn von der Unfehlbarkeit des Papstes zu halten sei. Spellman entgegnete mir: Keine Ahnung. Ich kann Ihnen nur sagen, dass der Papst mich seit 20 Jahren mit «Spillman» anredet, obwohl ich Spellman heisse.»

Als bester Witze-Erzähler und spontaner Scherzemacher aber galt und gilt Ronald Reagan, obschon er mitunter mit Sprüchen ins Fettäpfchen trat. Als sich 1981 nach dem Attentat auf ihn die Ärzte an die Operation machten, sagte Reagan: «Ich hoffe, dass ihr alle Republikaner seid.»

«Würstchen essen und Bier trinken»

Mit dem Weissen Haus hat sich nicht jeder Präsident anfreunden können. Washington residierte gar nie dort. Sein Nachfolger, John Adams, nannte das Haus «ein verfluchtes Rattenloch» und schrieb: «Jeder Holzfäller hat grösseren Komfort als ich, der Präsident.» Truman nannte es «weisses Gefängnis» und «Goldfischbassin», Franklin D. Roosevelt «Todesfalle». Und als Eisenhower krank im Weissen Haus residierte, sprach der Volksmund respektlos vom «Grab des bekannten Soldaten».

Präsident Jefferson (1801–1809) fühlte sich «glücklicher als jeder Gefangene, dem die Ketten abgenommen wurden» beim Gedanken, den Amtssitz verlassen und sich auf seine Farm zurückziehen zu dürfen. Lyndon B. Johnson (1963–1969) stellte als Wieder-Privatmann fest: «Ich freue mich, dass ich jetzt Würstchen essen und ein Glas Bier trinken kann, ohne dass das gleich in der Zeitung steht.»